

Stefan Weber: Was steuert Journalismus? Ein System zwischen Selbstreferenz und Fremdsteuerung. Forschungsfeld Kommunikation

Konstanz: UVK 2000, 200 S., ISBN 3-89669-293-3, DM 48.--

Wissenschaftsgeschichtlich gesehen ist es erst einen Wimpernschlag her, als die ersten ernsthaften Versuche gemacht wurden, Journalismus als soziales System zu beschreiben und zu analysieren. Auffällig waren dabei jedoch die ‚Kinderkrankheiten‘ – es war und ist nicht klar, was als System zu definieren ist: Frank Marcinkowski plädiert für „Publizistik“ (*Publizistik als autopoietisches System*, 1993), Bernd Blöbaum für „Journalismus“ (*Journalismus als soziales System*,

1994), Gehrke/Hohlfeld beschreiben Rundfunk als (partiell autopoietisches) System (*Wege zur Theorie des Rundfunkwandels*, 1996). Luhmann wiederum spricht von den Massenmedien (*Die Realität der Massenmedien*, 1996), Kohring/Hug plädieren für die „Öffentlichkeit“ (*Öffentlichkeit und Journalismus*, 1997). Hinter diesen unterschiedlichen Systemabgrenzungen und -beschreibungen verbirgt sich nicht Beliebigkeit, sondern vielmehr die Sperrigkeit des Objekts, das sich offenbar nicht so einfach systemtheoretisch beobachten und interpretieren lässt wie etwa Politik oder Wirtschaft. Klar war zwar, dass Journalismus sich von politischen Vorgaben wie der Zensur emanzipiert hatte, ein demokratisches Kontrollinstrument gegenüber Herrschaft geworden war und insofern einen Autonomiezuwachs verzeichnen konnte. Systemtheoretisch unzureichend geklärte Fragen waren und sind aber neben der Systembezeichnung (und unmittelbar damit in Zusammenhang stehend) der Code des Systems und das generalisierte Medium. Gerade erst hat es also die autopoietische Systemtheorie geschafft, zu einem auch in der Kommunikationswissenschaft verwendeten und allgemein beachteten Paradigma zu werden. Da wird das zarte Pflänzchen der Autopoietischen Journalismusforschung schon wieder abgegrast – vom Markt, der die Eigenständigkeit des Systems zunehmend in Frage stellt. Massenmedien/Journalismus werden immer stärker auf das System der Wirtschaft verpflichtet, die Bedeutung des Code zahlen/nichtzahlen nimmt für Massenmedien zu.

In diese Forschungslage stößt nun Stefan Webers Arbeit *Was steuert Journalismus?* Es ist eine lesenswerte und vor allem theoretisch anregende Arbeit, wengleich man sich im theoretischen Teil gelegentlich fragt, ob der Autor mit seinen Satz- und Wortkonstruktionen den Leser verschrecken möchte („Die Nichtdualisierende Philosophie – mit ihrer Problematisierung von Dualisierungen, ihrem strikten Ontologievermeidungs-Postulat, ihrer Entlarvung des Dualismus als Argumentationstechnik im Wahrheitsdiskurs, ihrem expliziten Abschied von der Wahrheit, ihrer Ent-Dualisierung von Beschreibung und Objekt und ihrem impliziten agnostischen Verhältnis zur Realität – ist somit weit mehr als der Konstruktivismus eine brauchbare Erkenntnistheorie für Geistes- und Kulturwissenschaften im allgemeinen und die Medien-/Journalismuswissenschaft im besonderen.“ S.30). Webers Leistung ist eine Erweiterung der bisherigen autopoietisch-konstruktivistisch-systemtheoretischen Journalismusforschung um die Perspektiven des sogenannten philosophischen Non-Dualismus und der Distinktionstheorie. Non-Dualismus dient ihm als „Erkenntnistheorie“ der Journalistik, die Dualismen wie Realität/Medienrealität auflöst; Distinktionstheorie dient als „Forschungslogik“, die binäre Unterscheidungen wie Akteur und System ablehnt und Entscheidung, Handlung und Kommunikation integrativ zusammenführt (im Ggs. zur autopoietischen Systemtheorie, die keine Handlungen mehr kennt, sondern nur noch Kommunikation).

Weber entwirft Journalismus als Form oder Subsystem der Publizistik, die wiederum Subsystem eines Systems Medienkommunikation ist. Seine

Gedankengänge, die neben Luhmanns autopoietischer Systemtheorie auch die neueren systemtheoretisch-konstruktivistischen Ansätze von Siegfried J. Schmidt einbinden, zeugen von innovativem Potenzial, wenngleich die Basisannahmen zum Teil nicht neu sind. Es ist ein zentrales Anliegen von Weber, Autopoiesis empirisch erfahrbar zu machen, indem er im Gegensatz zu Luhmann, aber in Anlehnung an Jokisch, von mehr oder weniger autopoietischen Systemen spricht (S.83). Insofern will Weber Autopoiesis „gradualisieren“ oder auf einer Skala von 0 bis 100 Prozent abtragen. Luhmann selbst hat sich in seinem letzten Werk noch gegen eine solche Variation seines Entweder-oder-Konzeptes von Autopoiesis ausgesprochen, wohl aber darauf hingewiesen, dass dies umstritten ist (Luhmann: *Organisation und Entscheidung*, 2000).

Zur Kritik Webers an der Systemtheorie gehört ferner der Begriff der reflexiven Differenzierung von Jokisch (1998). Reflexive Differenzierung problematisiert die Folgen linearer funktionaler Differenzierung und drückt aus, dass lineare funktionale Differenzierung zu Folgeproblemen führt, die mittels weiterer funktionaler Differenzierung nicht mehr gelöst werden können. Inhaltlich kennen wir dies unter dem Stichwort der reflexiven Moderne oder der zweiten Moderne spätestens seit Beck (1984), Giddens (1984) und Beck/Giddens/Lash (1996). Allerdings sind diese soziologischen Konzepte im Gegensatz zur soziologischen Systemtheorie Luhmanns in der Kommunikationswissenschaft viel zu selten fruchtbar gemacht worden. Was Weber unter dem Stichwort möglicher Entdifferenzierung diskutiert, ist bei Anthony Giddens (wenn auch nicht völlig deckungsgleich) mit dem Vertrauensverlust in Expertensysteme (Journalismus muss sicher als solches gelten) bezeichnet, also der Infragestellung einmal ausdifferenzierter funktionaler Systeme.

Empirisch sucht Weber seine theoretischen Erkenntnisse schließlich anhand einer vorwiegend quantitativen Journalisten-Befragung in Österreich zu testen. Zentrales Ergebnis ist, dass aus der Befragung eher nicht auf ein autopoietisches System Journalismus geschlossen werden kann. Dies u. a., weil sich die Journalisten sowohl zunehmend wirtschaftlichen Interessen verpflichtet fühlen, als sich auch nach wie vor von Politik vereinnahmt sehen (S.166f.). Der Autor beschreibt Journalismus „weder als sich primär ausdifferenzierendes noch als sich primär entdifferenzierendes System [...], sondern als dynamische Form (der Publizistik), deren Spielregeln und vor allem Grenzen immer wieder im Kräftefeld von Politik, Wirtschaft, Wissenschaft, Kunst und anderen Systemen neu ausverhandelt werden.“ (S.167) Dafür prägt Weber das Wort „Oszillierender Journalismus“. Der Rezensent stimmt dieser Beschreibung des Systemstatus zu und vermutet, dass auch mittels systemtheoretisch fundierter Handlungstheorien (Weyer 1993, Schimank 1996) ein ähnliches Ergebnis erzielt worden wäre: Aushandlungsprozesse verschiedensten Charakters auf System-, Institutionen- und Akteursebene nach dem Prinzip von List und Gegenlist (Klaus von Beyme 1992).

Einige kritische Anmerkungen: 1. Webers Hypothese einer „ökonomischen Kontextsteuerung“ (S.102), die besagt, dass Journalisten sich stärker von Wirtschaft gesteuert fühlen, basiert auf der Wahrnehmung, dass in den vergangenen Jahren Wirtschaftsjournalismus stark an Bedeutung gewonnen hat (mehr Wirtschaftssender, -berichte, -zeitschriften und -zeitungen, Verschiebung bei großen Storys von Politik zu Wirtschaft). Warum wird diese Entwicklung aber als Hinweis dafür aufgefasst, dass Journalisten sich stärker durch das System Wirtschaft gesteuert fühlen? Eine ebenso schlüssige Erklärung liegt auch im Wandel der Publikumsinteressen. Für das Publikum hat das Thema „Wirtschaft“ im Zuge der Börsianisierung vieler Unternehmen mehr Relevanz als früher. Neben einer (von Weber unterstellten, nicht aber empirisch gemessenen) zunehmenden Dominanz des Funktionssystems Wirtschaft steht damit auch der Wandel des Publikums, auf den sich Journalisten einstellen. Es sind also mindestens zwei Triebkräfte – und damit im besten Sinne distinktionstheoretisch: dies, und noch das!).

2. Die empirische Analyse greift methodisch etwas kurz, eine Methoden(schritt-)kritik fehlt. Allein mit einer Journalistenbefragung sind Webers Hypothesen kaum testbar – dies gilt vor allem für die Annahme, dass man von einer Autopoiesis des Systems Journalismus dann sprechen muss, wenn mehr als 50 % der Journalisten eines Redaktionssystems sich autonom fühlen (S.87). Dass solche Selbsteinschätzungen zuweilen mehr eine journalistische Wunschwelt repräsentieren, hat schon die repräsentative Befragung von Journalisten in Deutschland Mitte der Neunziger Jahre gezeigt. Auch die Äußerungen der Journalisten zur Zitation anderer journalistischer Quellen müssen mit Vorsicht genossen werden: Dass Journalisten in Umfragen nicht besonders gern zugeben, häufig andere Medien als Quelle zu benutzen, kann zumindest vermutet werden (S.122, S.131). Indikatoren für Autopoiesis ließen sich erst dann ernsthaft testen, wenn man eine Befragung z. B. mit einer Input-Output-Studie kombiniert (der Autor sieht dieses Problem selbst, problematisiert es aber nicht weiter, S.111).

3. Ohne noch weitere Detailkritik zu formulieren, etwa an den Nachrichtengenerationen als originäre journalistische Quelle (wie viel PR-Material transportieren Nachrichtengenerationen ohne Angabe der Quelle?!), muss noch auf Eines aufmerksam gemacht werden: Bei aller theoretischer Innovationskraft blickt auch der Autor durch eine bestimmte Brille auf seinen Gegenstand. Er betrachtet Journalismus als System, das zwischen Fremd- und Selbststeuerung oszilliert. Dabei gerät dasjenige kommunikationswissenschaftliche Forschungsfeld, das die Steuerung von Journalismus seit Mitte der Siebziger Jahre diskutiert, nicht in sein Blickfeld: die Studien zu Determination und Intereffikation. Zahlreiche empirische Arbeiten und inzwischen auch theoretische Modelle beschäftigen sich mit der Frage nach dem Verhältnis von PR und Journalismus. Wenn der Autor zu Recht behauptet, PR habe großen Einfluss auf Journalismus, warum setzt er sich dann mit diesem Forschungsfeld in keiner Zeile auseinander? Gerade das Intereffikationsmodell, das von einem gegenseitigen Ermöglichen von PR und Journalismus ausgeht und

temporäre Ungleichgewichte bei der Dominanz der Systeme vermutet, wäre ein interessantes Analyseobjekt für Weber gewesen. Dies hätte z. B. am Schluss des Buches aufgegriffen werden können. So aber fällt der Schluss im Vergleich zum theoretisch anspruchsvollen Hauptteil ab, denn das Resümee von Weber ist gerade mal zwei Seiten lang. Dies lässt den Leser insofern unbefriedigt, als er hier einen theoretisch-methodischen Ausblick erwartet hätte, der auf weitere Operationalisierungen eingeht und etwa auch danach fragt, wie man denn empirisch den von Weber wahrscheinlich zurecht vermuteten „Makrotrend Ökonomisierung“ (S.166) messen könnte, anstatt ihn als Setzung zu nehmen. Trotz dieser Kritikpunkte sollte sich die Kommunikations- und Medienwissenschaft mit Webers (system-)theoretischer Variation, dem angedachten System „Medienkommunikation“, der Form „Journalismus“ und auch der Frage der empirischen Messung von Autopoiesis (positiv) kritisch auseinandersetzen.

Stefan Wehmeier (Leipzig)